

## **Waschküchen-Urbanismus**

### **Zur Politik und Ästhetik von Wohn-Arbeit**

Gabu Heindl

"Waschküchen-Urbanismus" als Planungsbegriff, der sich auf einen so unscheinbaren Alltags-Ort wie die Waschküche bezieht, beschreibt eine Form von Stadt- und Wohnraumplanung, bei der das Augenmerk auf Räumen kollektiver Arbeit und Freizeit liegt, auf Räumen, an denen Formen der Vergemeinschaftung sowie des Konflikts möglich sind. Es geht dabei darum, Urbanität gerade über solche Zwischenräume zu definieren, die uneindeutig sind, wo prekäre Formen von Arbeit, Wohnen und Freizeit gleichzeitig öffentlich und sichtbar werden. Neben Fragen der Sichtbarkeit ist es aber vor allem die kollektive Erfahrung von Tätigkeiten und Dienstleistungen – wie etwa sauber machen –, die erst durch das Heraustreten aus dem Wohnbereich evoziert werden kann: in weitere Folge die Möglichkeit von Verbündung, Solidarisierung oder Widerstand. Waschküchen geben nicht anerkannter häuslicher Arbeit einen sichtbaren Raum im Wohnblock oder in der Stadt; einen Raum, der durch seinen halb-öffentlichen Charakter der Wasch-Arbeit ihre Zeit, ihren Platz und auch eine Art von Wert gibt. Dies ist aber auch ein Raum, der Potenzial für Unerwartetes in sich trägt; das zeigt sich in neueren funktionalen und urbanistischen Umwidmungsstrategien, die hier ebenfalls problematisiert werden sollen.

#### **Lohn / Wohn / Hohn**

Ausgangspunkt ist zunächst die Unterscheidung zwischen massenhafter Lohnarbeit (als ein teils bereits historisches Phänomen), mit ihren strikten Platzzuweisungen und Rauntrennungen, und gegenwärtiger "Wohn-Arbeit", bei der oft nicht nur geregelte Löhne wegfallen, sondern auch die scharfe Trennung zwischen Wohn- und Arbeitsräumen.

Wenn wir also das Verhältnis zwischen „Wohn und Lohn“, in Bezug auf ihre Örtlichkeit betrachten, so findet Lohn-Arbeit im rationalisierten Kapitalismus der Massenproduktion an einem bestimmten Ort statt. Lohn gibt es für die Arbeit wie auch für die Zeit, die am Arbeitsplatz verbracht wird. Lohn kriegen die, die dort arbeiten, wo sie meist nicht wohnen. Zumindest seit die Wohnanlagen, die zu Frühzeiten der Industrialisierung noch innerhalb der Fabrikanlagen organisiert waren, aus diesen herausgeholt wurden. Fordismus und moderne Stadtplanung trennten Arbeit vom Wohnen und von der Freizeit, wobei die Gestaltung des Lebens nach der Arbeit eben durch den Lohn der Arbeit ermöglicht wurde. Der Entwurf einer vertikalen Stadt von Ludwig Hilberseimer aus dem Jahr 1924 liest sich dazu wie ein perfektes räumliches Diagramm: Die Arbeitsgebäude bilden den Sockel für die Wohnräume über ihnen, ebenso wie sie den Raum umfassen, der die Freizeit organisiert, ihm eine Form geben – das Straßennetz. Wo wäre in dieser perfekten räumlichen Struktur die Waschküche positioniert?

Wer dort arbeitet, wo er/sie wohnt, für den/die war und ist meist kein Lohn vorgesehen. Bis heute ist Hausarbeit nicht bezahlt. Die Intimität der Wohnung, wie sie seit Entstehung der Wohnkultur im Biedermeier fest- und weitergeschrieben wird, sorgt auch dafür, dass die Arbeit darin intim bleibt. Als Teil einer umfassenden Sozialpolitik

der Modernisierung ging es bei frühen Formen von 'Wohnen lernen' nicht nur darum, Hygiene und Technologisierung zu verstehen, sondern auch darum, der sozialen Zuweisung der Geschlechter und der Tätigkeiten zu entsprechen (Teyssot, 55ff). Der Ehrgeiz der Architekt\_innen (nicht nur der rationalisierenden Moderne) sorgte dafür, nicht nur Raum zu organisieren und zu sortieren, sondern auch seine Bewohner\_innen. Als Konsequenz der fordistischen Arbeitsteilung wurde Hausarbeit, die Arbeit an der Reproduktion, die Arbeit am Wohnen selbst (Wohn-Arbeit), „als vermeintlich weibliche Tätigkeit Frauen zugewiesen und als unbezahlte Arbeit durchgesetzt.“ (Klippel, 96) 'Hausarbeiten' ist die Form des Wohnens der Frau. Im hegemonialen Modell des verdichteten Wohnbaus, also möglichst kompakte Stapelung von möglichst gut voneinander getrennten, unabhängigen Kleinfamilien-Wohnungen, bedeutet der Vollzeitjob der Hausarbeit meist einsames Alleine-vor-sich-hin-Arbeiten ohne viel sichtbarem Ergebnis.

### **Küchen-Ästhetik**

Sehen wir uns den Grundriss des Haushalts an, wie er sich durchgesetzt hat: Die hegemonale Form der Wohnung bietet Wohnraum für eine Familie und ist so gut als möglich abgeschottet von der Nachbarschaft. Ihr zentraler Arbeitsraum ist die Küche, die während der Grundriss-Debatten zu Beginn des 20. Jahrhunderts zentraler Fokuspunkt war für ideologische Architekturdiskussionen in Hinblick auf ihre Größe, auf ihre Organisation und Lage in und zum Rest der Wohnung. Laut Sigfried Giedion begann die Mechanisierung des Haushalts Mitte des 19. Jahrhunderts und war am auffälligsten auf dem Gebiet der Reinigungsprozesse (Giedion, 595). Schon 1869 optimierte Catherine Beecher die Küche nach dem Vorbild von Schiffsküchen. Um Verbesserung der Bedingungen der Lohn-Arbeit durch Reduktion der Wohn-Arbeit zu erzielen, wandte die Architektin Margarete Schütte-Lihotzky, Mitarbeiterin des Wohnungsbauprogramms *Neues Frankfurt* rund um Ernst May, in den 1920er Jahren Taylorismus-Studien und Massenproduktionsweisen auf den Entwurf einer neuen Küche an. Diese sollte durch Rationalisierung die Belastung der Küchenarbeit gering halten, um einen Teil der Zeit der Frauen für Lohnarbeit frei zu bekommen oder zu halten. Der Frankfurter Küche gelang es, alle Arbeitsgeräte inklusive der Arbeiterin selbst wissenschaftlich optimiert am richtigen Ort zu organisieren, und das noch dazu auf 6,5 m<sup>2</sup>, also Zellen-Größe.

Die Dialektik der Frankfurter Küche besteht einerseits im Ansinnen des Projekts, sich für die Erleichterung des Alltags der Frauen einzusetzen, andererseits ist sie kein feministisches Projekt, weil sie die Auflösung der unsichtbaren, unbezahlten Frauen-Hausarbeit nicht anstrebt. Im Gegenteil, die neue Küche als Arbeitsort wird ganz im Sinn des Funktionalismus klar vom Wohnraum getrennt. Insgesamt scheint die Ästhetik des modernen Raums der Wohn-Arbeit komplexer als die Ästhetik der fordistischen Lohn-Arbeit. Marc Wigley schreibt die Weißheit der Wohn-Innenräume den Prinzipien einer räumlichen Umsetzung neuer Hygiene-Anforderungen sowie der Sichtbarkeit von Ordnung zu, wie sie schon bei Alberti Hauptanliegen der Architektur ist. Um Fliegen fernzuhalten, wurde die Frankfurter Küche entsprechend zeitgenössischer farb-wissenschaftlicher Erkenntnisse bevorzugt in blauen Fliesen produziert. Im Regime der Sichtbarkeit hat ein Fisch, der blank auf dem Tisch liegt, dort seine Berechtigung (sogar seinen photogenen Charme), wo er etwa im Foto der Küche von Le Corbusier's Villa Stein de Monzie (1926) auf den Mann verweist, der soeben da war, der den Fisch gebracht hat. Wäre die Hausfrau im Fokus, wäre der Fisch Zeichen von Unordnung, von etwas, das nicht am rechten Ort ist.

## **Ich bin keine Küche**

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich der Raum der Küche ebenso wie seine Medialisierung gewandelt: Die Frankfurter Küche ist zum Museumsstück – zum Beispiel im MAK Wien oder im MOMA New York geworden oder Zentrum des Diskurses, wie etwa in der Ausstellung *Ich bin keine Küche* des ecm Lehrgangs der Universität für angewandte Kunst Wien im Jahr 2007. Zugleich haben postfordistische Arbeits- wie Rekreationsformen den Ort des Kochens entdeckt als Trainingsort für Manager\_innen, als Wohlfühl-Welt für 24/7-Selbstausbeuter\_innen. Von Fernsehkoch Jamie-Olivers Informalität inspirierte Designerküchen, die mehr Lounge als Maschine sind, bieten Ausgleich zur hektischen Arbeit, gleichsam als 'Pausenraum für Manager'.

Postfordismus hebt dabei aber die Ungerechtigkeit der unbezahlten Hausarbeit nicht auf, sondern übersetzt deren informelle Strukturierung in die Arbeitsstruktur selbst. Spielerisch wird die Küche zum Ort der Einübung in das, was die Arbeit der Kontrollgesellschaft strukturell ausmacht, was Hausfrauen immer schon unbemerkt ertrugen: erforderliches Multi-Tasking einer Arbeit, die meist ohne bestehendes Produkt bleibt, 24 Stunden an 7 Tagen die Woche reproduzieren – und im Sinn der Zurschaustellung geforderter Sauberkeit 'repräsentieren'.

Das Informelle, Kommunikative beim Kochen, die nötige Spontanität und Kreativität, das, was abweichende Arbeit im Fordismus war (ähnlich wie die Hausarbeit), wird zum postfordistischen Standard. Schon Donna Haraways *Cyborg Manifest* von 1985 ist nicht Technik-Monster-Utopie, sondern feministische Überlegung zur Veränderung spätkapitalistischer Arbeitswelt, zur 'Feminisierung' der Arbeit. Gilles Deleuze schreibt 1990 in seinem *Postskriptum über die Kontrollgesellschaft*: „In den Disziplinargesellschaften hörte man nie auf anzufangen (von der Schule in die Kaserne, von der Kaserne in die Fabrik), während man in den Kontrollgesellschaften nie mit irgend etwas fertig wird: Unternehmen, Weiterbildung, Dienstleistung sind metastabile und koexistierende Zustände ein und derselben Modulation, die einem universellen Verzerrer gleicht.“ Heike Klippel vergleicht 2009 Hausarbeit mit der Arbeit von Wissenschaftler\_innen: Isoliertes Arbeiten, ohne erkennbare Produkt-Menge, die zählbar ist, ist die Wissensarbeit wie die Hausarbeit eine Arbeit, die nie fertig ist. Alleine zu arbeiten entspricht jedoch gar nicht dem postfordistischen Regime, das Produktivität und Effektivität in Team-Arbeit, Kommunikation und Austausch erkennt. Insofern bleibt die bis heute unbezahlte Hausarbeit auch in der neo-liberalen Verwertungslogik von Arbeit außen vor, sie darf, so scheint es, gerade nicht effizient sein - und auch nicht kollektiv.

## **Ich bin eine Waschküche**

Ein historischer Moment, der einen essenziellen Teil der Reproduktionsarbeit, das Wäsche-Waschen, vom kollektiven Raum in die Privatwohnung vereinzelte, war die Entwicklung des Massenhaushaltsprodukts Waschmaschine. Laut Sigfried Giedion im Jahr 1869 erfunden, wurde der moderne Typ der Waschmaschine erst zu Beginn des 20. Jhd. zum Massenprodukt in den USA (Giedion, 598). Während des Kalten Kriegs, am 24. Juli 1959, debattierten anlässlich der im Moskauer Sokolniki Park stattfindenden US-Handels- und Kulturmesse, der damalige US-Vizepräsident Richard Nixon und der sowjetische Ministerpräsident Nikita Chruschtschow über die Unterschiede des sowjetischen und US-amerikanischen Lifestyle anhand einer Schau-Küche, genauer: der Kulisse einer General Electric-Küche. Zentral im Foto dieser berühmt gewordenen Szene: eine Waschmaschine. In Giedions Geschichte der Mechanisierung lautet die

Bildunterschrift einer Waschmaschinenwerbung aus dem Jahr 1942: „Demokratisierung der Waschmaschine“. Das leistbare Haushaltsgerät verspricht ‚Freiheit‘: Waschen zu können, wann frau will, ganz unkompliziert, in der privaten Wohnung. Ab sofort auch alleine und einmal mehr unsichtbar.

Bevor er Teil der privaten Wohnung wurde, war der Ort des Wäsche-Waschens aber ein kollektiver. In der vorindustriellen städtischen Wohnkultur war das Waschhaus ein öffentliches Gebäude, stand oftmals sogar am Hauptplatz. Im Wiener Wohnbauprogramm des *Roten Wiens* wurden bei mehr als 300 Wohnungen Dampfwaschereien eingerichtet. Im berühmten Karl-Marx-Hof findet sich in jedem der zwei großen Innen-Höfe ein zentrales freistehendes Gebäude, das jeder Art von Wäsche gewidmet war. Sowohl in Waschküche Nr. 1 als auch Nr. 2 ist bis heute noch Wäsche-Waschen möglich, im ersten Stock der Waschküche Nr. 2, befindet sich seit einigen Jahren dort, wo ursprünglich Wasserdepot, Wannenbäder und Brausen untergebracht waren, das „beste Karl-Marx-Hof-Museum der Welt der Woche“ (Jan Tabor). Neben der Ausstellung über den kommunalen Wohnbau des "Roten Wiens" steht durch die Ortswahl des Museums die Waschküche selbst mit ihrer Geschichte für die Musealisierung der Errungenschaften des sozialdemokratischen Wohnbauprogramms und dessen fordistischer Planung: die Arbeiter\_innen nicht nur zur Arbeit zu bringen, sondern auch beim Wohnen (zusammen)zubringen. Bis in die 70er Jahre, vereinzelt bis heute werden Waschküchen gebaut, zuletzt jedoch meistens im Keller.

Es geht hier nicht darum, sich nostalgisch statt der Ausstellung das Original zurückzuwünschen, mitsamt der Wohnungsmisere, der Anstrengungen des händischen Wäschewaschens, es geht auch nicht darum, nochmal Waschküchen zu bauen, die niemand mehr braucht. Es ist mir jedoch ein Anliegen, für ein gegenwärtiges Pendant zur Waschküche zu sensibilisieren. *Ob* das ‚Tröpferbad‘ für Körperwäsche oder der Waschsalon für die Wäsche, beide Raumtypen sind heute lesbar als Erweiterung des Handlungsraums der Wohnung und werden auch oft als physische Vergrößerung des Wohnraums idealisiert. Eher als jedoch die dabei mitschwingenden Ideen des Existenz-Minimums weiter verfolgen zu wollen, geht es mir darum, nicht ressourcenschonend zu denken, sondern aktiv exzessiv: Kollektivräume zusätzlich zu ausreichend privater Wohnraum-Fläche. Geteilter Raum, ‚Shared Spaces‘ als kollektive Einrichtungen bringen ein Stück mögliche Öffentlichkeit in die Privatheit des Wohnblocks, indem das Teilen zur Verhandlungssache oder zum Konfliktherd wird, oder das zufällige Aufeinandertreffen mit Anderen, mit Nicht-Familien-Mitgliedern zum Ereignis; nicht im Sinn der Eventkultur, sondern eher im Sinn radikaldemokratischer Theorien als kleines Geschehnis, das in einem Routineablauf nicht vorgesehen ist und die Möglichkeit anderer Verteilungen und Ordnungen geltend macht.

### **Horrendes Potenzial**

Nicht genau zuordenbar und insofern im klaren Unterschied zur Küche, die als Privatraum definiert war und ist, gibt es also in der Waschküche eine Form von Öffentlichkeit, die in den privaten Alltag der ‚Wohn-Arbeiter\_innen‘ eindringt. Da wo die Privatheit des Wohnens auf Unbekannte(s) stößt, da entsteht Öffentlicher Raum im Sinn der ereignishaft-unerwarteten Begegnung, vielleicht auch einer potenziell ‚unheimlichen Begegnung‘. Aus dem heimeligen Heim ausgelagert, finden sich die Waschküchen im unheimlichen Erdgeschoß, im Kellergeschoß oder auch tief im Bauch des Gebäudes, weil vermeintlich kein Fenster nötig ist für die (mindere) Arbeit, aber auch weil kein wertvoller Wohnraum verschwendet werden soll. Kein Wunder also, wenn gerade nach den 50er Jahren, in denen sich das Wäschewaschen

mittels leistbarer privater Waschmaschinen nach und nach in die Privatwohnungen zurückzieht, medienkulturelle (Film)Bilder sich des 'unheimlichen' Raums der Waschküche annehmen. So etwa der kanadische Horrorfilm *Shivers* (auch bekannt als *They Came from Within*) von David Cronenberg (1975), indem eine als besonders hässlich inszenierte Frau in der Waschküche einer modernistischen Wohn-Turm-Maschine mit dem Sex-Parasiten infiziert wird, der langsam die gesamte Bewohnerschaft des Wohnblocks heimsucht. (Der Parasiten-Wurm findet auch die im Film als schön auftretenden Frauen – jedoch gerade nicht in der Waschküche, sondern in der Badewanne.) Schon zuvor, in dem Horrorthrillerklassiker *Rosemary's Baby*, inszeniert Roman Polanski 1968 in Hollywood die Waschküche ebenfalls als unheimlichen, furcht-erregenden Raum, aber gleichzeitig auch als Ort potenzieller Solidarisierung zweier Frauen, die sich nicht kennen. Im Moment ihrer gemeinsamen Angst vor einer nicht-identifizierbaren, unangenehm-stimmungshaften Gefahr, versprechen sie einander Unterstützung, indem sie sich verabreden, von nun an gemeinsam Wäsche zu waschen und somit ihre Angst zu bekämpfen; wozu es allerdings im Film nie kommen wird.

In seiner Geschichte des Wohnens, die er 'Krankheit des Domizils' nennt, beschreibt Georges Teyssot die Entwicklung der Wohnung im 19. Jahrhundert vor allem als Sozialpolitik und nicht bloß als technischen Fortschritt (wie dies vor allem US-amerikanischen Architekturhistoriker tun; Teyssot, 56). Nach dem erfolgreichen Ausschluss der nicht zum engeren Familienkreis gehörenden Personen aus der Wohnung, geht es mit Hilfe immer neuer technischer Errungenschaften auch darum, die der Wohnung zugehörigen Menschen möglichst viel im Inneren der Wohnung und im Kreis ihrer Kleinfamilie zu halten. Wobei Teyssot einige historische Alternativen zur räumlichen Trennung der Kleinfamilien aufzeigt: Genossenschafts-Architektur, autonome produktive Siedlungen, Häuser, die die 'Geborgenheit der Familie' abschaffen wollten, bis hin zu Studien des kollektiven Wohnens, die etwa in den Bau des progressiven Pilot-Projekts einer Arbeiter-Stadt, der Cité Napoléon (1849-53) mündeten. Liberale und Konservative kritisierten den Bau aufgrund seines Potenzial für Politisierung oder aber allein schon wegen seiner räumlich eingebauten Möglichkeit, sich durch die kollektiven Lebensbedingungen auszutauschen. Teyssot zitiert den konservativen französischen Arzt L.-R. Villermé, der 1850 anhand der Cité Napoléon wie folgt warnt: „Es ist bekannt, daß solches Geschwätz die Nachbarsfrauen von der Pflege des Haushalts ablenkt; das Tratschen schafft Unordnung, Streit, Feindschaft und gewohnheitsmäßige Faulheit.“ (Teyssot, S. 61) Streit klingt natürlich problematisch und Faulheit auch, vor allem wenn das Wirtschaftssystem darauf aufbaut, dass Frauen unsichtbar den Rücken der erwerbsarbeitenden Männer freihalten und stärken und nicht durch 'sozialistische Tollheiten' der jungen Arbeiter die Wirtschaft „sich für sie in Ausschweifung verwandelt.“ Und weiter zitiert Teyssot: „Ist nicht zu befürchten, daß die Cités, die in ihren Mauern zahlreiche Arbeiter aufnehmen, diese noch stärker von der gesamten Gesellschaft isolieren und ihre Eifersucht auf jene verstärken, die sie die Reichen nennen und denen sie imaginäres Unrecht zur Last legen?“ Der konservative Anspruch auf die 'Freiheit der Wohnung' ist gefährdet durch die Architektur der Cité Ouvrière, ein "warmes Gewächshaus, das die sozialistischen Keime zum Blühen bringt" (zitiert bei Teyssot, 61)

Ähnliche Sorgen finden sich anlässlich des im Rahmen des Roten Wiens von Otto Polak-Hellwig geplanten gemeinnützigen Einküchenhauses (ein Heimhof mit einer Zentralküche) in der konservativen Reichspost 1925 geäußert, die da schreibt: "Gemeinsame Küchen in Mietshäusern sind abzulehnen, alles ist abzulehnen, was die seelischen Kräfte der Familie zerstört."

Geblieden von den Utopien des Kollektiven Wohnens ist die Waschküche: Gerade die Szene in *Rosemary's Baby* ist ergiebig für meine Lektüre der Waschküche als möglicher Ort für widerständige Praktiken, für das Heraustreten aus

dem Eigenheim. Wenn mich also das Pendant zur Waschküche im 21. Jahrhundert interessiert, dann geht es auch um eine neue Form des Wohnens, um die Möglichkeit von Solidarisierung und Netzwerkbildung in Zeiten, in denen der Arbeitsplatz kein beständiger und identitätsstiftender Ort mehr ist. Wenn heute Arbeitsumstände, die der Hausarbeit vergleichbar sind, zur prekären Norm werden, ist es umso wichtiger, Orte zu schaffen, an denen sich prekarierte Arbeiter\_innen treffen und austauschen können.

### **Ich bin keine Waschküche**

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts verliert die Waschküche jedoch ihre Nutzung und ihr Potenzial. Wohnungen werden zu "Home-Working"-Büros, und damit wird zugleich noch mehr Arbeit unsichtbar; in die Waschküchen ziehen andere Nutzungen und Geschichten ein.

Als frei gewordener Ort im Wohnhof schafft die Waschküche Freiraum für Life-Style oder Freizeitgestaltung ebenso wie für Erfolgsgeschichten einer bottom-up Selbständigkeit junger Männer, die nicht mehr Lohn-Arbeiter werden. Ähnlich wie die notorische Garage eignet sich die Waschküche für eine Raumtyp-Mythologisierung: die Saga vom Beginn großer Männer-Karrieren in Waschküchen. Während die Karriere von Apple-Gründer Steve Jobs (wie die vieler anderer auch) in einer Garage begann, schuldet die Firma Adidas ihr Bestehen einer Waschküche: „Mit gerade einmal 20 Jahren begann Adi Dassler 1920 in der Waschküche seiner Mutter in Herzogenaurach Schuhe aus den wenigen Materialien herzustellen, die ihm nach dem ersten Weltkrieg zur Verfügung standen. Die Idee war dabei so einfach wie genial: Jeder Sportler sollte mit dem für ihn optimalen Equipment ausgerüstet werden.“ (aus: Geschichte von Adidas, [www.adidas-group.com/de/.../assets/.../Factsheet\\_Herzogenaurach\\_de.pdf](http://www.adidas-group.com/de/.../assets/.../Factsheet_Herzogenaurach_de.pdf), 4.6.2011). Firmengeschichten beginnen dramatisch mit: „Es begann in einer Waschküche“, (Hans Lingl Anlagenbau & Verfahrenstechnik, Wikipedia) oder beschreiben den Gründungsakt in der heimischen Waschküche, ob Rasierpinsel (MÜHLE Rasierpinsel, 1945, <http://www.zunftwissen.org/de/index.php/MÜHLE>) oder Textildiscounter (Coesfelder Textildiscounter): „Die 1967/68 eröffneten ersten Lebensmittel-Selbstbedienungs-Läden brachten ihn auf die Idee, diese Strategie auf Textilien und Bekleidung zu übertragen, und er machte in einer ehemaligen Waschküche in Coesfeld 1967 seinen ersten Selbstbedienungsladen für Textilien und Bekleidung auf“ (<http://www.textilwirtschaft.de>)

Viele Erzählungen über die Umnutzung der Waschküchen gibt es nach dem Mauerfall 1989 in den 'Neuen Bundesländern' Deutschlands oder auch in der postsozialistischen Tschechoslowakei bzw. später in der Tschechischen Republik. Als leerstehender Raum mit der richtigen Größe für einfache Umnutzungen, für ein „Klein beginnen,, direkt am Wohnort, wurde die Waschküche sichtbarer Ort der wirtschaftlichen Öffnung für Kleinbetriebe und für Selbständigkeit. Gerade in Plattenbausiedlungen, die in Ihrem Miss-Verständnis der Wohn-Maschinen als reine Wohn-Schlaf-Stätten konzipiert sind und meist keinerlei öffentliche oder Sondernutzungen in der Erdgeschoßzone beinhalten, bietet der ehemalige Waschraum - auch wenn er im Keller ist - den einzigen Platz für kleine Ich-AGs oder Unternehmen.

Wie sehr sich anhand des Raumtyps Waschküche der Übergang von Fordismus zu Postfordismus beschreiben lässt, zeigt sich daran, dass Waschalons in urbanen Zentren (auch wie Wien) nach wie vor viel genutzt sind, zumal dort, wo prekäre, unsichere, temporäre Wohnsituationen sowie konkrete Armut den vermeintlichen Standard des Besitzes einer Privat-Waschmaschine nicht zu erfüllen erlauben. Beinahe um die obszöne Tatsache, dass nun Männer und Frauen

öffentlich ihre Wäsche waschen gehen, zu verhüllen, werden Umnutzungs- / Mehrfachnutzungs-Strategien verfolgt: vom Waschküchen-Club (in dem auch noch Wäsche gewaschen werden kann) zu Waschsalons in urbanen Zentren, die ihr Angebot auf regelmäßigen Bar-Betrieb bis hin zu programmierten Konzert-Reihen erweitern. So wird die Zeit des Wartens auf die Wäsche mehrfach nutzbar und die Optik wie auch das Gefühl der Eintönigkeit der Arbeit an der Wäsche verwaschen. Oder aber auch hier noch mal umgekehrt gedacht: In den Umnutzungsstrategien der Waschküche wirkt sich die Verschränkung von Kultur und Ökonomie, die Kulturalisierung von Ökonomie, aus. Der Anschein, dass es eigentlich Freizeit ist, in der die Wäsche gewaschen wird, übt noch weiter ein in das Einverständnis, Arbeit stets und ständig und selbstverständlich auch in der Freizeit zu erledigen – und dabei noch vorschriftsmäßig Spaß zu haben. Es ist fast ein ironischer Zusatz zu dem Modell von Paolo Virno, der die öffentlich und unter Beobachtung stattfindende Arbeit als Ausstellung von 'Virtuosität' und insofern als politisch versteht: Waschen im Waschsalon findet fast immer unter Beobachtung statt, und das dabei geforderte Ausstellen von Coolness verhindert, dass der Zwang, der der Arbeit anhaftet, gezeigt werden kann. Gerade aus feministischer Perspektive ist das ein Aspekt davon, wie Kreativarbeit die Frauenarbeit noch einmal negiert.

Und doch eröffnet die Umwidmung des Waschsalons auch feministische und arbeitspolitische Spielräume. Wie sehr die urbane Form der Waschküche, der Waschsalon, sich aber gerade deswegen auch eignet, Arbeitsprekariate zu thematisieren, zeigen zwei Projekte der politisch-kulturellen Veranstaltungs- und Projektreihe *WienWoche 2012*: „Ob selbstständig, prekär, Alleinerzieher\_in, unsichtbar oder revolutionär ... was die historischen Waschweiber mit Musik schaffenden Frauen von heute verbindet" - so ein Slogan zum Projekt *WienWaschWochen*, und weiter zum Projekt *Wash That Sound*: „Wenn der Waschsalon als Bühne angeeignet wird, wenn monotone Maschinenklänge und Riot-Grrrl-Akkorde, Improvisation und Do-It-Yourself aufeinandertreffen, werden Zuschreibungen traditionell 'weiblicher' Tätigkeiten und der Sound unsichtbarer, unbezahlter Arbeit in höchster Drehzahl zum Schleudern gebracht."

---

Blau, Eve: (1999) *The Architecture of Red Vienna 1919-1934*, Cambridge, MA: MIT Press.

Deleuze, Gilles: (1993) Postskriptum über die Kontrollgesellschaften, in: Deleuze, Gilles: *Unterhandlungen 1972 - 1990*, Frankfurt / M.: Suhrkamp Verlag.

Giedion, Sigfried: (1994) *Die Herrschaft der Mechanisierung*. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Hamburg.: Europäische Verlagsanstalt.

Heindl, Gabu: (2009) Das Leben in Zellen. Von Räumen zum Vergessen, Kapseln und sheep boxes. In: *dérive 34*, Wien.

Klippel, Heike: (2009) *Zeit ohne Ende. Essays über Zeit, Frauen und Kino*, Frankfurt.

Teyssoit, Georges: (1989) *Die Krankheit des Domizils. Wohnen und Wohnbau 1800-1930*, Braunschweig.